

Nr. 157. Bromberg, den 11. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(29. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Paul bereute bitter, überhaupt diese Sache angerührt zu haben. Er schrieb einen de- und wehmütigen Brief, und als der acht Tage lang ohne Antwort blieb, einen zweiten, und dann schickte er ihr Heines Buch der Lieder, das sollte für ihn bitten, und endlich kam ein Brief. Aber nicht aus Hamburg, sondern aus Wolfenbüttel.

Elsie schrieb, sie wäre dort in einer großen Pension. Die Mutter hätte das durchgesetzt, sehr zu ihrem Verdruß. Dreißig Mädels, alle fidel, und sieben Lehrerinnen, alle greulich. Und das Buch hätte ihr die Vorsteherin gar nicht gegeben. Die untersuchte nämlich alles, was ankomme. Und sie hätte gefragt, ob die Eltern um solche Bekanntschaft wüßten. Bekanntschaft mit einem Herrn, der derartige Lektüre sende. Das Buch der Lieder! Es sei unerhört, und wenn so was wieder vorkomme, werde sie es den Eltern melden. „Und darauf, weißt du, Paul, hab' ich dem Stubenmädchen einen Taler geschenkt, und die hat mir aus der Buchhandlung heimlich das Buch besorgen müssen, denn ich wollte doch wissen, was das für eine entsetzliche Sache sei. Und nun sind es so süße Lieder. Wirklich himmlisch sind sie. Wir lesen sie uns abends im Bett vor. Tagsüber pack ich das Buch in meine tiefste Kommodenecke. — Wegen dieses Buches, wenn es auch nicht dasselbe ist, das du mir geschickt hast, soll dir vergeben sein."

Paul atmete auf.

Erstens klang das doch nach voller Versöhnung, und dann war sie fort aus Hamburg. Konnte er nicht in ihrer Nähe sein, so war Fritz es auch nicht — Gott sei Dank.

Freilich mußte er ein Wiedersehen entbehren, und das war hart, wenn er auf Urlaub kam. Aber wenn sein Dienstjahr zu Ende war, dann —

Doch die nächsten Ostern, als er heimkam, und nun über den Kanal zu gehen, hieß es, Elsie würde erst im Sommer zurückkehren. Sie sei noch für einige Monate bei einer Kusine ihres Vaters auf dem Lande.

Dora murmelte irgend was von: „Auch besser so. Hatte doch nur Dummheiten im Kopf. Die Mutter wußte, warum sie sie fortschickte", — aber Paul hatte an einer Klatscherei genug gehabt, er fragte nicht weiter, und so verstummte sie auch wieder.

Ehe er von Hamburg abfuhr, schickte er ihr einen Ring, in dem war ein kleiner Brillant zwischen zwei Smaragden, und er schrieb ihr dabei, so rein sei seine Liebe und so leuchtend grün seine Hoffnung auf die Zukunft.

Es kam auch nach einiger Zeit ein Dankbrief, doch der war recht oberflächlich gehalten, und dann vergingen Monate, in denen er nichts von ihr hörte.

*

Ernst Sprekelsen war dick geworden und behäbig. Er liebte immer noch einen guten Tisch und einen guten Tropfen, aber sonst durfte das Leben recht ruhig verlaufen, denn jede Erregung schlug ihm auf das Herz. Sein Sohn Fritz sorgte dafür, daß die Erregungen nicht ausblieben. Es hat keine Art, wenn man mit siebenundvierzig Jahren zum erstenmal Vater wird. Nun war der Vater fast siebenzig und der Sohn ein Leichtfuß von zweiundzwanzig.

Jeden dritten Tag gerieten sie aneinander.

Frau Melitta Sprekelsen saß in ihrem Lehnstuhl in der Ofenecke und strickte an einem Wischtuch. Andere Handarbeiten waren ihr zu mühsam. Draußen graupelte es, und der nasse Schnee, mit Hagel vermischt, blieb an den Fensterscheiben haften, bis er durch die von innen wirkende Wärme gelöst in dicken Tropfen niederrann.

„Reg' dich nicht so auf, Mann", sagte die gemütliche Frau. „Du weißt, wie schlecht dir das bekommt. Wenn der Jung mal Dummheiten macht — du mein Himmel, du wirst auch nicht immer ein Tugendbold gewesen sein."

„Solche Geschichten hab' ich nicht gemacht. So was nicht. Wie steh' ich nun da vor Soltau. Schimpflich. Ganz schimpflich. Muß der Mann mit seiner Rechnung auch an den kommen."

„Er hat mal viel für die Frauen übrig. Man sagt, bei Hans Soltau soll es nicht anders sein."

„Der hat aber immer seinen Strang dabei gezogen. Und nun ist er ja auch wohl drüben zur Raison gekommen. Weißt du, was der Mann verlangt hat, der Herr da aus der Weinstube? Dreihundertsiebenundsechzig Mark. Nur so auf einem Brett. Für zwei Soupers mit Künstlern und Künstlerinnen. Ist gestern zu Soltau auf das Kontor gekommen, als ich auf der Börse war, und hat auf der Stelle sein Geld verlangt."

„Na ja. Ist viel Geld, aber du kannst es doch."

„Melitta, ich kann das nicht. Wir sind auch oft in Schwierigkeiten. Wenn ich da allein stände, ich wüßte mir manches Mal keinen Rat. Die Konkurrenz ist zu groß. Aber Otto Soltau — der alte Ladwig wußte, wen er mir empfahl. Und nun, wo sein Bernhard mitarbeitet, da stehen wir unseren Mann."

„Na also."

„Eben hat mir Soltau aber gesagt, wenn Fritz so fortmacht, will er ihn nicht in das Geschäft haben. Dazu arbeiten sie beide, er und Bernhard, nicht, daß unser Sohn alles verschludert."

„Das ist ja unerhört. Wo die Firma von deinem Großvater gegründet ist. Wo er froh sein soll, daß du ihn aufgenommen hast."

„Wo ich froh sein kann, daß er bei mir eingetreten ist. Den hätten sie überall mit offenen Armen begrüßt. Sieh doch mal die Dinge, wie sie sind. Wenn Fritz einmal solche Geschichten machte, oder auch zwei und dreimal — aber das hört jetzt gar nicht auf. Schulden hier und Schulden da, und hat man ein Loch gestopft, ist das andere aufgerissen. — So, da kommt er nach Hause." Er öffnete die Tür zum Flur und rief hinaus: „Line, wenn der junge Herr da ist, er soll doch gleich mal reinkommen."

Fritz kam. Ein bißchen blaß und übernächtig, denn er hatte wieder gebummelt die letzte Nacht, und im Kontor war auch keine Gelegenheit, den versäumten Schlaf nach-

zuholen. Eben hatte er noch vor sich hingebrummt: „Ach, ich hab' sie ja nur auf die Schulter geküßt", und dabei an die kleine Chansonette vom Karl-Schulz-Theater gedacht, die durchaus nicht bei solchen Gelegenheiten mit dem Fächer schlug, da kam der Befehl des Vaters, und unangenehm berührt trat er ein.

Als er die Mutter am Ofen sitzen sah, erleichterte sich die Sache bedeutend. Die war die wohlmeinende Neutralität.

Ernst Sprekelsen ließ nicht lange warten. „Seit wann soupierst du bei Bröker in der Ferdinandstraße? Ja, mach' nur nicht so große Augen. Ich weiß Bescheid. Das sind ja nette Schulden, die da wieder standen."

„Das ist doch nicht schlimm gewesen. Du hast noch immer die Preise aus deiner Jugend in Erinnerung, Papa, darum kommt dir jetzt alles so ungeheuerlich vor."

„Flausen! Auf solche Erörterungen laß ich mich gar nicht ein. Mir gehen diese Geschichten jetzt über Kreide und Rotstein. Und ausgerechnet zu Soltau kommt der Mann, daß der nun auch wieder davon gehört hat."

„Der dumme Päsel. Ich werd' ihm den Magen reinmachen."

„Such' du die Schuld lieber bei dir statt bei andern. Ich werde dir mal sagen, was du mich im letzten Jahr gekostet hast. Ich hab' alles zu Buch."

Er trat an seinen Schreibtisch.

„Muß das sein, Papa? Hat es nicht wenigstens Zeit bis nach dem Essen?"

Sprekelsens Gesicht wurde blaurot, der Zorn würgte ihm in der Kehle.

„Ich bitte mir aus, daß du einmal ernstnimmst, was mir sehr ernst ist", schrie er wütend. „Ich will jetzt reinen Tisch machen. Geht dieses Leben so fort, werfe ich dich aus dem Hause, das kann ich dir sagen. Einen verkommenen Sohn will ich nicht haben."

Fritz wurde blaß.

Vom Ofen her kam die Stimme der Mutter. „Er wird sich zusammennehmen, Mann. Er wird daran denken, daß du keinen Ärger haben sollst."

„Bitte, misch du dich nicht ein", fuhr ihr Mann sie an. „Jetzt werde ich mit dem Monsieur abrechnen. Dreiunddreißigtausend Mark haben mich die letzten zwei Jahre für dich gekostet, mein Sohn. Ein Vermögen, um das mancher froh wäre. Was für Hoffnungen haben wir auf dich gesetzt, und wie übel lohnst du uns alle Liebe."

„Ich hab doch nichts Schlechtes getan."

„So? Kennst du dies Papier?" Fritz fuhr zusammen. Donnerwetter, der Wechsel! Gezeichnet mit dem Namen des Vaters. Er hatte gedacht, ihn einzulösen, sobald die kleine Börsenspekulation glückte, die er im geheimen unternommen. Der infame Jude! Konnte er nicht noch vier Wochen warten? „Ich seh' an deinem Gesicht, daß du es kennst", — war da nicht immer noch eine heimliche Hoffnung gewesen, ein anderer könne den Namenszug gefälscht haben? — „also so weit ist es mit dir gekommen! Ein Fälscher, ein Betrüger —" er fuhr sich an den Kopf, alles drehte sich im Schwindel.

„Was ist denn das nun wieder?" klagte die Mutter.

„Und dann — wir wollen mal zu Rande kommen — was ist das mit der kleinen Soltau? Heute an der Börse gratuliert mir der junge Peemöller. Ich hatte Mühe, ihn zur Ruhe zu bringen. Trefft ihr euch heimlich? Seid ihr verlobt? Oder ist das auch nur eine von deinen Liebschaften? — Dann aber" — da wurden seine Augen so drohend, daß der Sohn zurückwich — „das kann ich dir sagen, dann hat hier im Hause dein letztes Stündchen geschlagen. Soltau mein Kompagnon — mein bester, treuester Freund — wenn du in das Haus Schmutz trägst —"

„Mann, was sind das für Reden."

„Wir sind so gut wie verlobt", sagte Fritz. „Aber weil ich doch noch nichts bin, und weil wir so jung sind —"

„So gut wie verlobt? Und ich weiß, daß Soltaus bestimmt damit rechnen, Paul Heinecken als Schwiegersohn zu bekommen."

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls liebt Elsie mich und nicht Paul."

„Das ist sehr dumm von ihr. — Und wenn sie dich liebt — ich will annehmen, daß es euch beiden wirklich ernst ist — wie kannst du dann solche Soupers geben? Damen und Herren vom Theater —"

„Es sind Künstler. Und tüchtige, anständige Menschen."

„So! — Kann sein, kann auch nicht sein. Da mischt sich zu viel, das läßt sich nicht kontrollieren. Von jetzt ab verbiete ich dir jeden Umgang mit Leuten, die nicht in unserem Hause verkehren. Du sollst solide werden, und jetzt bist du auf dem besten Wege, total zu verlumpen."

Der junge Mensch wollte auffahren, sah den Wechsel auf dem Tische und ließ den Kopf sinken.

„Also, hast du mich verstanden? Aufgabe dieses Künstlerverkehrs und stramme Arbeit auf dem Kontor. Da macht es der jüngste Kommis besser als du."

„Ich halt' es nicht aus im Kontor."

„Was? Was heißt das nun wieder?"

„Ich bin doch nur Kaufmann geworden, weil du es verlangtest, und weil ich es nicht besser wußte, und es hier überall so Sitte ist, daß die Söhne beim Vater eintreten. Aber ich bin kein Kaufmann und ich werde nie einer."

„Dafür lasse mich nur sorgen. Ich ziehe dir die Kandare jetzt stramm."

„Vater! — Dann brenne ich durch."

„Solche dummen Reden verbitte ich mir. Wohin willst du überhaupt, mein Herr Sohn?"

„Zur Bühne."

Sprekelsen versagte das Wort. Er starrte dem Sohn in das Gesicht. Der hatte die Lippen zusammengedrückt und trotzte ihn an.

Die Mutter kam aus ihrem Stuhl in die Höhe, sah ebenso erschrocken auf ihren Jungen und fand kein Wort.

„Zur Bühne", wiederholte Sprekelsen endlich. Es klang heiser. — Dann lachte er kurz auf. „Ich will nichts gehört haben. Das war ein dummer Schnack."

„Das war kein dummer Schnack. Ich will Schauspieler werden. Ich habe das Talent dazu und die brennende Lust zum Theater." Er hastete vorwärts mit seinen Worten. Nur den Vater nicht erst zur Besinnung kommen lassen. „Ich habe längst abends Stunden genommen bei Herwig, dem ersten Liebhaber vom Stadttheater. Und ich hab' mich prüfen lassen von Pollini und Maurice, und kürzlich auch von Ludwig Barnay, wie der hier war und den Othello gab. Sie sagen alle, es wäre ein großes Talent in mir."

„Du bist verrückt. Du bist komplett verrückt."

„Ich bin ganz vernünftig. Verrückt ist es, wenn man einen Menschen zwingt, etwas zu werden, wozu er weder Geschick noch Lust hat. Ich passe nicht zum Kontorbock, ich kann das nicht aushalten, da den ganzen Tag zu hocken und Zahlen zu schreiben."

„Unser altes Geschäft. Und du direkt hineingeboren .— Melitta, sag' es ihm mal, ich kann gar nicht mehr — er ist einfach wahnsinnig."

„Aber wenn er doch mal nicht zum Kaufmann paßt, Mann."

„Fängst du auch an! Man kann alles, was man ernstlich will. Ich hätte auch lieber studiert, statt im Kontor zu sitzen, aber mein Vater sagte: Du wirst Kaufmann, und ich wurde es. —" Er faßte sich wieder an den Kopf. „Mir dreht sich alles. Ich —" da wurde der Schwindel Herr über ihn, und er sank schwer auf den nächsten Stuhl. Seine Frau lief nach Tropfen, Fritz rannte und holte Wein — es gab für die nächste Viertelstunde nichts als Sorge um den herzkranken Vater.

Dann — als er sich im eigenen Zimmer auf das Sofa gelegt — saßen Mutter und Sohn beisammen, und die gutmütige Frau ließ sich von ihrem Einzigen ausmalen, wie er als großer Künstler die Welt durchreisen werde, überall Lorbeeren und klingenden Lohn erntend, und wie sie als Mutter stolz auf ihn sein würde — wie der Vater sich mit dem neuen Beruf aussöhnen würde, sah er nur erst, daß es dem Sohn wirklich Ernst war — wie sein Name in ganz Deutschland mit Bewunderung genannt werden würde — er verstand es ausgezeichnet, Luftschlösser zu bauen und der Mutter vorzuspiegeln, sie seien bereits greifbare Wirklichkeit.

Ernst Sprekelsen war den vereinten Stürmen von Mutter und Sohn nicht gewachsen. Nach acht Tagen gab er — schweren Herzens — seine Einwilligung zu dem neuen Beruf. Aber eine Bedingung war daran geknüpft: „So lange du nichts bist, so lange dein neues Studium dauert,

so lange läßt du mir die kleine Soltau absolut in Ruhe. Keine heimlichen Zusammenkünfte, keine Versprechungen für die Zukunft — kein Wort, wegen dessen ich einmal ihrem Vater gegenüber in Verlegenheit sein muß."

Fritz gelobte alles. Besserung. Eifrige Arbeit bei seinen Lehrern. Solidität. Keine heimlichen Beziehungen zu Elfie Soltau.

Und die Mutter glaubte ihm. Der Vater zweifelte

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen aus der Fremde.

Ein Roman aus dem Leben.

Vor vier Jahren war es. Die Gendarmen brachten eines Tages in das rumänische Städtchen Timisoara ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das sie bettelnd auf der Landstraße aufgegriffen hatten. Sie machte einen ganz intelligenten Eindruck, war aber scheu und anscheinend stumm. Man forschte in den Nachbarortschaften und ließ es austrommeln, daß ein Mädchen gefunden sei; aber niemand wußte, wo es herkam und wie es hieß. Und sie selbst konnte nicht sprechen. Man brachte sie in die Taubstummenanstalt; aber auch dort konnte sich niemand mit ihr verständigen. Schließlich wurde sie im Waisenhaus untergebracht.

Aber eines Tages war sie von dort verschwunden, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen. Man forschte vergeblich nach ihr; allmählich vergaß man sie.

Jetzt, nach vier Jahren, wurde einmal auf den Schienen der Bahn ein junges Mädchen ohnmächtig aufgefunden und ins Krankenhaus gebracht. Es war ganz erschöpft und konnte nicht sprechen. Die Polizei nahm sich des Falles an und erkannte nun jenes Mädchen wieder, das vor vier Jahren schon einmal in die Stadt gekommen war, unbekannt und stumm. Inzwischen war sie zu einem außergewöhnlich hübschen, sechzehnjährigen Mädchen herangewachsen. Wo mochte sie in der Zwischenzeit gewesen sein? Wo mochte sie herstammen? Niemand konnte das Rätsel lösen. Die Ärzte stellten ein Nervenleiden fest, das wohl die Ursache der Stummheit war, und ordneten langsame Pflege an.

Und siehe da, nach einigen Wochen stellte sich bei dem Mädchen die Sprache wieder ein, und nach weiteren sechs Wochen konnte sie ganz gut und deutlich sprechen. Und zwar in vier Sprachen: rumänisch, russisch, etwas deutsch und etwas französisch.

Nun konnte sie ihre Lebensgeschichte erzählen, und die war seltsam genug. Sie behauptete, als Kind von Zigeunern geraubt zu sein, von wo und wem, das wußte sie nicht mehr. Nur so viel konnte sie sich erinnern, daß sie mit den Zigeunern durch Beßarabien und Rumänien gezogen war. Sie schilderte auch Städte, die an Prag, Budapest, Wien und Rom erinnerten. Sie gab solch anschauliche Schilderungen, daß man an ihrer Erzählung nicht zweifeln konnte. Nur genaue Daten oder auch nur Jahreszahlen konnte sie nicht angeben.

Die Zigeuner hatten sie Rena, Arena oder Areana genannt. Von ihren Eltern hatte sie keine blasse Ahnung mehr. Sie hatte viel Leid bei den Zigeunern erduldet. Ein unbestimmtes Heimweh, wohl nach Vater und Mutter, hatte sie bedrückt und schon als Kind schwermütig gemacht. Eine unbezähmbare Sehnsucht, sie wußte selbst nicht wonach, hatte sie wiederholt veranlaßt, von den Zigeunern zu fliehen. Und draußen bei den anderen Leuten hatte sie wieder die Sehnsucht nach dem Zigeunerlager übermächtig gepackt. So war sie auch vor vier Jahren geflohen und hatte infolge eines furchtbaren Erschreckens im dunklen Walde die Sprache verloren. In diesem Zustande hatte man sie damals aufgegriffen. Sie war von den Zigeunern für Tanz und Gesang erzogen worden. Nun war ihr Mund stumm. Sie erinnerte sich auch noch ihres Aufenthaltes in Timisoara vor vier Jahren und erzählte lächelnd, im Waisenhause hätte sie es nicht ausgehalten; mit Macht hätte sie es wieder zu den Zigeunern gezogen. Doch wo diese damals weilten und wie sie sie wiedergefunden hatte, konnte und wollte sie nicht berichten. Die Polizei gab sich die größte Mühe, hinter das Geheimnis ihrer Person zu kommen. Aber es war unmöglich, die Schleier zu lüften.

Nach ihrer Genesung wurde das schöne Mädchen in einer Familie aufgenommen, wo sie sich als Haustochter betätigte. Man gewann sie bald überall, wo sie hinkam, lieb. Ihr lieblicher Tanz und schöner Gesang bestrickte alle Herzen. So konnte es nicht ausbleiben, daß ein junger Arzt sich in sie verliebte und sie zur Frau begehrte. Rena verhielt sich zuerst ziemlich kühl, aber bald gewöhnte man sich daran, sie als künftige Arztgattin zu betrachten. Doch noch immer umgab ein eigenartiger rätselhafter Zauber ihre Person und der junge Bräutigam wurde seines Glückes nicht recht froh.

Doch endlich war es so weit. Am anderen Tage sollte Hochzeit sein. Alles wurde dazu vorbereitet.

Aber wer beschreibt die Überraschung des Bräutigams, als er am Hochzeitstage das Nest leer fand! Rena war spurlos verschwunden! Die Polizei forschte eifrig nach ihr. Ihre schönen Kleider hatte sie zurückgelassen, in ganz einfachem Rock das Haus verlassen. Niemand wußte, wohin.

Vielleicht ist sie zu den Zigeunern zurückgekehrt, vielleicht hat so ein brauner Geselle ihr Herz erobert — wer weiß es. Vielleicht taucht sie auch noch einmal hier auf . . . Bis dahin sei dieser kleine Roman beendet, vielleicht findet er noch eine Fortsetzung. F. W. M.

Die schüchternsten Frauen auf Erden.

Wie ich 100 000 Mark zahlte, um eine junge Dame kennen lernen zu dürfen.

Von M. A. Wetherell-London.

Während ich meinen letzten Film in Ostafrika drehte, erlebte ich die seltsamsten Dinge. Als Schauplatz der Aufnahmen hatte ich die Insel Lamu gewählt, die dem afrikanischen Kontinent dreihundert Kilometer nördlich von Mombasa vorgelagert ist. Mein Sohn Jan und die beiden Kinooperateure Gustav Pauli und Pat Doran begleiteten mich auf dieser Expedition. Die anderen Mitglieder unseres Unternehmens waren eingeborene Führer und Träger. Lamu, die Hauptinsel des Lamu-Archipels, wird von den Barjuns bewohnt. Sie gehören teils der arabischen, teils der malayischen Rasse an, unterstehen der Herrschaft des Sultans von Sansibar und sind Mohammedaner. Es ist eine hochintelligente Rasse. Knaben und Mädchen werden an Hand mohammedanischer Bücher unterrichtet. Ihre Hautfarbe ist ein leichtes Braun, das in manchen Fällen ins Kupferfarbene hinüber spielt. Die Männer sind groß und gut gewachsen, die Frauen dagegen kleiner als die Durchschnittseuropäerinnen. Oft können sie als geradezu schön bezeichnet werden.

Klassenunterschiede spielen eine sehr große Rolle im Leben der Barjuns. Hier auf der Insel betrachtet man eine Frau aus hoher Kaste als ein so kostbares Gut, daß sie sich niemals ohne Schleier sehen lassen darf. Geht sie aus — was nur sehr selten vorkommt —, so bedeckt ihren Kopf ein riesiges, zeltartiges Gebilde, das von ein paar Dienerinnen getragen wird. Angesichts dieser Scheu vor der Öffentlichkeit bestand bei der Filmaufnahme eine meiner schwierigsten Aufgaben darin, eine dieser „Damen von Klasse" vor die Linse zu bekommen. Vierzehn Tage dauerte es, bis ich mir mit viel Geduld und Findigkeit die Dienste meiner Filmheldin sichern konnte, der jungen Binti Somoya, deren Vater ungefähr das war, was man hier in Europa einen Haus- und Grundstücksmakler nennen würde. Um nur von Binti Somoya zur Audienz zugelassen zu werden, mußte ich fünfhundert Schilling opfern, eine Summe, die in Lamu soviel wert ist wie hierzulande 100 000 Mark.

Die Häuser auf Lamu sind aus Korallenblöcken erbaut. Beim Betreten findet man sich zuerst in einem kleinen Vorraum. Der Fremde hat nun die Anstandspflicht, „Ode" zu rufen. Das heißt soviel wie „Hier bin ich" und soll etwa in anstoßenden Räumen befindliche Frauen warnen. Eine der Dienerinnen der Hausfrau antwortet dann: „Karibu!" (Tritt ein!) Auf diese Weise hat die hochmögende Dame inzwischen Zeit gefunden, ihr Gesicht zu verschleiern. Die vornehmen Frauen auf Lamu glauben

nämlich, sie würden zu ewiger Verdammnis verurteilt werden, wenn ein Mann ihr Antlitz zu sehen bekäme.

Auch ich mußte natürlich diese kleine Zeremonie durchmachen, nachdem es mir endlich gelungen war, Zutritt zu Binti Somoyas Haus zu erhalten. Ich wußte, es würde außerordentlich schwer fallen, das junge Mädchen zum Austreten im Film zu veranlassen. Deshalb wappnete ich mich mit allen erdenklichen Argumenten. Ich bot Binti Somoya einen Haufen Zigaretten an. Sie nahm sie wortlos und begann sofort zu rauchen. Doch nichts konnte sie dazu veranlassen, ihr Gesicht zu entschleiern, und so mußte ich mich vorerst geschlagen geben. Im Verlaufe der nächsten Tage aber kam mir ein Gedanke. „Na," dachte ich, „Binti Somoya wird doch wenigstens in einem Punkt nicht anders beschaffen sein wie ihre weißen Schwestern, nämlich was die Liebe für schöne Kleider anbelangt. Also brachte ich ihr ein paar Meter feinste, teuerste indische Seide. Dabei begann ich über Kleider und andere dem weiblichen Herzen teuere Dinge zu sprechen. Schließlich ließ ich gleich die Schneiderin rufen. Meiner Ansicht nach war es diese Finte, die Wunder wirkte. Binti Somoya freute sich — vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben — wie ein Kind. Sie vergaß ihre ganze religiöse Überzeugung und ihres Vaters Stellung in der Gesellschaft von Lamu. Sie entschleierte sich und wurde zum Filmstar. Aber auch jetzt noch verlief nicht alles so, wie ich es wünschte. Binti Somoya wollte sich nur unter der Bedingung aufnehmen lassen, daß ich den Film niemals in Lamu selbst vorführte. Ihr war der Gedanke, sie könnte von ihren eigenen Landsleuten unverschleiert gesehen werden, einfach fürchterlich. Ich gab ihr mein feierliches Ehrenwort, und wir begannen mit der Aufnahme.

Die Quecksilbersäule steht in Afrika immer hoch. So waren wir gezwungen, frühmorgens schon mit dem Filmen anzufangen und die Arbeit dann am Abend fortzusetzen. Wenn auch die Männer sich meistens rechtzeitig einstellten, so waren doch die Frauen recht säumig. Die erste Woche unseres gemeinsamen Arbeitens stellte meine Geduld sehr auf die Probe. Die Damen schwuren hoch und heilig, sie wollten sich morgens um sieben Uhr einfinden. Also war um diese Zeit meinerseits alles vorbereitet. Doch die braunen Filmschauspielerinnen fehlten. Dem Boy, den ich zu ihnen schickte, antworteten sie: „Ja, wir kommen gleich. Wir ziehen uns nur fertig an." Bis sie dann endlich kamen, dauerte es noch zwei Stunden, sodaß wir nur dreißig Minuten arbeiten konnten, weil uns dann die Hitze vertrieb. Glücklicherweise gewöhnten sich die Damen nach einigen Tagen an ihre neue Aufgabe, und die Aufnahmen gingen dann besser von statten.

Dieser Ostafrikafilm, den ich „Yambo" nannte, sollte einer der malerischsten werden, die je gedreht wurden. Nicht ein einziger weißer Schauspieler kommt darin vor. Wir drehten Szenen, in denen zehntausend Eingeborene, die nie eine Kamera gesehen hatten, in ihren Trachten auftraten. Eine andere Szene, die ein Eingeborenenfest darstellen soll, zeigt eine Prozession von achthundert Sklavinnen mit Kupferkesseln voll wunderlicher Gerichte. Diese Aufnahmen machten wir in Deutsch-Ostafrika, wo wir im Verlaufe eines halben Jahres neunhundert Kilometer zurücklegten. Hundert Eingeborene begleiteten uns als Führer und trugen die Geschenke — Ohrringe, Ketten und Kleider —, die für jeden Dorfhäuptling, den wir trafen, bestimmt waren. Insgesamt traten dreißig- bis fünfunddreißigtausend Menschen in unserem Film auf.

In Lamu führen die Leute ein höchst geruhsames Leben. Ich habe nie einen Mann gesehen, der aufgeregt oder ungeduldig geworden wäre. Es sieht aus, als hätten die Menschen auf Lamu überhaupt nichts zu tun. Sie scheinen sich über nichts zu wundern. Erzählte ich ihnen einmal etwas Ungewöhnliches, so antworteten sie höchstens: „So, so." Alles, was mit Arbeit zusammen hängt, kann ihrer Ansicht nach auf morgen verschoben werden. Anders aber, wenn es sich um Tanz und Festlichkeiten handelt.

Zu meinem Glück konnte ich die Entdeckung machen, daß die Leute von Lamu sich großartig zum Filmen eignen. Sie gehorchten allen Instruktionen meinerseits, und ich brauchte keinen Befehl zu wiederholen. Sagte ich z. B. einem Manne, es sei besser, er nähme die und die Haltung ein, so tat er das sofort. Mit weißen Filmschauspielern hätte ich weit mehr Mühe gehabt.

Ich persönlich bin der Ansicht, daß sich Afrika sehr gut zu Filmaufnahmen eignet, denn die Szenerie ist ideal, und das Klima gestattet einem fast immer das Arbeiten. Die Möglichkeiten, die Afrika in dieser Beziehung bietet, sind unerschöpflich. Deshalb hoffe ich, den Schwarzen Erdteil wieder besuchen und dort neue Filme drehen zu können.

Bunte Chronik



*** Polizei gegen Polizei.** In der amerikanischen Stadt Detroit passierte ein Fall, der — wäre er nicht so tragisch verlaufen — an eine Operettenbegebenheit erinnert. Eine Bank wurde bei Nacht ausgeraubt. Zwei Polizeipatrouillen wurden von zwei Polizeirevieren an Ort und Stelle schleunigst abkommandiert. Als die Beamten der zuerst eingetroffenen Patrouille in der Nähe des Tatortes ein schnell dahinsausendes Automobil bemerkten, glaubten sie, es mit den flüchtenden Verbrechern zu tun zu haben und eröffneten das Feuer. Die Insassen des Automobils — in Wahrheit Polizeibeamte der zweiten Patrouille — erwiderten das Feuer. Es begann eine förmliche Schlacht. Eine der kämpfenden Parteien war gezwungen — unter dem Drucke des „Gegners: — in einem leeren Farmgebäude Zuflucht zu suchen. Das Gelände wurde umstellt und eine regelrechte Belagerung begann. Die Belagerer ließen nach dem Polizeipräsidium telephonieren — sie baten schleunigst um Verstärkung, um Maschinengewehre und Tränengase. Es ist schwer zu sagen, wie die ganze Sache geendet hätte, wenn nicht einer der belagerten Polizisten in einem der Stürmer seinen besten Freund im Lichte der elektrischen Taschenlampe erkannt hätte. Drei Verletzte waren das tragische Resultat des Zwischenfalles. Inzwischen waren die Kassenräuber mit dem Bankgeld spurlos verschwunden.

*

*** Einladung zum kalten Bad.** In vielen Ländern Europas ist wahrscheinlich im Zusammenhang mit der großen Hitze eine neue Form von Geselligkeit entstanden. Man bekommt eine Einladungskarte, auf der steht: Herr und Frau so und so laden zu einem Bad ohne Mahlzeiten ein. Hauptsächlich sind es Gutsbesitzer, die das Glück haben, an einem Fluß oder an einem See zu wohnen, die sich dieser neuen Einladungsform bedienen. Die Gäste haben die Gelegenheit, ein herrliches Bad zu benutzen, müssen aber die Bewirtung selbst stellen. Solche Badegesellschaften werden gewöhnlich am Sonntag veranstaltet.

*

*** Ende der Riesengagen in Hollywood?** Die allgemeine Wirtschaftskrise in Amerika wirkt sich auch im Niedergange der Gagen der Filmstars in Hollywood aus. Die sogenannte Tom Mix-Periode, als dieser populäre Cowboy 20 000 Dollar Gage pro Woche bekam, ist endgültig zu Ende. Die Filmstars, die auf ihre Riesengage nicht verzichten wollen, werden entlassen. Coleen More, die sich weigerte, unter 12 000 Dollar pro Woche zu arbeiten, ist schon seit einem halben Jahre ohne Engagement. Das höchste Gehalt der Stars beträgt zur Zeit in Hollywood 5000 Dollar pro Woche. Nur einige der Prominentesten, Charly Chaplin, Harold Lloyd, Mary Pickford, Douglas Fairbanks bilden eine Ausnahme.

Lustige Rundschau



*** Wörtlich.** „Als du mich heiratest, hast du mir versprochen, alle meine Ansprüche zu bestreiten." — „Ja." — „Nun, ich brauche ein neues Kleid." — „Das bestreite ich!"

*

*** Angler.** Abel angelt. — Kommt Korn. „Sind hier Fische?" — „Ich weiß es noch nicht." — „Angeln Sie schon lange hier?" — „Doch. Seit zehn Jahren."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.